

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 28 (1934)
Heft: 11

Artikel: Im Lande der Gottlosen
Autor: Paassen, Pierre van
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-136585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu einem Kinderspiel wird? Können neben einer solchen Ausstellung Kirchen Christi stehen? Ist eine solche Nebeneinanderstellung noch erträglich? Ist sie nicht noch schlimmer als die Gottlosigkeit der Ausstellung selbst? Können Kirchen neben einer solchen Ausstellung bestehen, ohne sich mit der letzten Kraft gegen sie, das heißt: gegen das, was sie symbolisiert, zu erheben? Aber wo vernimmt man etwas davon? Von einer solchen Erhebung der vielgepriesenen Kirche, nicht bloß dieses oder jenes religiös-sozialen Pfarrers — von einem Zeugnis der *Gemeinde* gegen solche Greuel der Hölle? Wo sind die, welche so unermüdlich gegen die russische Gottlosigkeit ihre Stimme erheben? Seelenruhig, ja zum größten Teil zustimmend, führend sie ihren Betrieb fort. Horch, da läuten ja auch die Glocken, die Dämonen vertreibenden (das war ja ursprünglich der Sinn der Glocken) — aber kaum haben sie begonnen, da erhebt die Sirene ihre Stimme, die Warnsirene: „Flieger kommen! Teufel nahen — getaufte, jedenfalls getaufte! — Dämonen!“

Ach Gott im Himmel, siehe doch darein! O Gemeinde Christi, erwache! Wenn du erwachst, dann haft du die Kraft, Dämonen zu bannen.

Leonhard Ragaz.

Anmerkung. Die Frauenliga für Frieden und Freiheit hat den vortrefflichen Aufsatz über die Luftschutzausstellung, den Max Gerber im „Aufbau“ unter dem Titel: „Man vermag nichts gegen die Wahrheit“ veröffentlicht hat, als Flugschrift herausgegeben. Sie ist von der „Pazifistischen Bücherstube“ (Gartenhofstraße 7, Zürich 4) gratis zu haben. Sie sollte massenhaft verbreitet werden. Das ist eine Aufgabe ersten Ranges; das ist wirklich eine Arbeit für das Reich Gottes gegen das Reich des Teufels. Die Luftschutzausstellung wandert durch die Schweiz. Ueberall sollte ihr, wie eine moralische Desinfektion, diese Flugschrift, und vielleicht noch andere der gleichen Art, folgen. Und wer es kann, der helfe durch eine *Geldspende*, daß dieses Werk getan werden kann — ein Werk, so furchtbar notwendig wie keines. Auch kleinste Beiträge sind willkommen. Die „Pazifistische Bücherstube“ nimmt sie gerne entgegen. (Postcheck VIII 22327.) L. R.

Im Lande der Gottlosen.

Wir waren zu vier in der „Hartsitz-Abteilung“ auf der Reise von Charkow nach Rostow am Don: zwei bedeutende japanische Gelehrte, ein Theologe aus Korea, der Direktor der Akademie von Hamhueng ist, und ich selbst. Die drei Orientalen hatten schon drei Monate lang Sowjetrußland durchreist und wendeten sich nun in leichten Tagereisen südwärts, um sich in Odessa nach Frankreich einzuschiffen, wo sie als Delegierte irgend eines internationalen wissenschaftlichen Kongresses erwartet wurden. Ich habe nie in meinem Leben Menschen gesehen, die so unermüdlich ihre Notizen machten. Jeder von ihnen hatte schon eine kleine Bibliothek mit der feinen horizontalen Schrift des Ostens angefüllt. Der Koreaner, der an der Columbia-Universität in New-

York studiert hatte, war ein Christ, die beiden Japaner aber waren Buddhisten. Als die ersten Strahlen der Morgendämmerung durch die Pappelalleen längs der Eisenbahnstrecken brachen, tranken wir miteinander Tee, von welchem die Männer aus dem Osten reiche Vorräte mitführten. Wir bestrichen Schwarzbrot mit Kaviar und ukrainischem Käse.

Eisenbahnfahrten in Rußland sind die herrlichste Gelegenheit für endlose Unterhaltungen. Von jedem Anwesenden wird erwartet, daß er sich daran beteilige. Wir hatten den ganzen vorhergehenden Abend und die halbe Nacht in einem Gespräch mit einem prächtigen Roten Soldaten verbracht, einem Süd-Kaukasier, der in seiner Jugend an einer mohammedanischen Beth-Midrash (Lehrschule) den Koran studiert hatte, aber in seinem Rucksack ein Buch voll der kompliziertesten Probleme der Trigonometrie mit sich führte und mit flammenden Augen erklärte, daß Allah für ihn nun „Mathematik, Klinik, Dynamik, Traktoren“ bedeute! Die Orientalen hatten nachher viele Seiten damit ausgefüllt. Am Morgen nun redeten wir über die Religion in Neu-Rußland. Ich fragte einen der japanischen Gelehrten, was nach drei Monaten des genauen Studiums und der scharfen Beobachtung in der Sowjet-Union seine Ansicht über diesen Gegenstand sei. Statt eine Antwort zu geben, fragte mich der Buddhist: „Haben Sie einmal das Neue Testament gelesen?“ Als ich das bejahte, fuhr er fort: „Wohlan denn, haben Sie den Text gelesen: „Nicht die, welche Herr, Herr sagen, sondern die, welche den Willen des Vaters tun . . .“? „Diese Worte“, sagte er dann, „drücken die Art aus, wie ich die russischen Dinge ansehe. Denn ich glaube, und meine Kollegen hier stimmen darin mit mir überein, daß trotz dem erschreckenden Elend, das durch den Weltkrieg und den Bürgerkrieg erzeugt worden ist, sowie durch die von den Bolschewisten nicht verschuldete wirtschaftliche Isolierung, in diesem Lande die Menschen auf dem Wege zu einem Ideal sind, das auch das christliche, und, wie ich hinzufügen darf, ebenso das buddhistische ist. Schritt für Schritt, zeitweilig mühsam, heben sie die Massen zu einer neuen Freiheit, einem neuen Leben empor, und das ist etwas so unendlich Wertvolles, daß wir Orientalen darauf mit einer beinahe religiösen Ehrfurcht blicken.“

Wie eifrig öffneten sie ihre Notizbücher, als ich ihnen erzählte, daß der Franzose Henri Barbusse in seinem Buche über Jesus den Propheten von Nazareth als „Einen von den Unfrigen“ beansprucht habe, als einen frühen Märtyrer für die Ideale der menschlichen Freiheit und Bruderschaft und einen leidenschaftlichen Vorkämpfer für die Sache der Unterdrückten dieser Welt.

Wir wurden durch das Hereinkommen eines neuen Reisenden unterbrochen, eines Mannes mit schwarzem, geringeltem Haar, von etwa vierzig Jahren, mit ausgesprochen semitischem Typus. Noch bevor der Zug die Station verließ, hatte er sich unserer Unterhaltung

angeschlossen. Seine Kleider waren abgetragen und sogar schäbig, aber er führte eine prachtvolle Ledermappe mit. Es stellte sich heraus, daß er mit der Sowjetjustiz verbunden war. Bald laufte ich seiner yiddischen Erzählung eines Mordfalles, der ihn nach Sliginkoff führte und übersetzte seinen Bericht für meine orientalischen Mitreisenden ins Englische. Ein betrunkener Bauer, so lautete die Geschichte, hatte in einem Streit über ein Schwein seinen Nachbarn erschlagen. Zwei Wochen lang hatte der Mörder sich verborgen gehalten, dann aber hatte er sich selbst der Polizei übergeben und freiwillig sein Verbrechen eingestanden. Unser jüdischer Freund mußte als Präsident des Gerichtshofes fungieren, der über den Mörder das Urteil zu sprechen hatte. „Es gibt in der Sowjet-Union keine Todesstrafe für Mord“, erklärte er, „außer in Fällen, wo der Mord deutlich konterrevolutionärer Natur ist. Zum Beispiel“, fuhr er fort, „waren wir genötigt, einige Todesurteile auszusprechen in Fällen, wo Mohammedaner ihre Frauen getötet hatten, weil diese ihre Schleier abgelegt. Durch ihres Mollahs wegen dem Bruch alter Ueberlieferungen in einen „heiligen“ Zorn hingepreßt, wurden manche junge Kameradinnen durch ihre Gatten oder Verwandten hingeschlachtet, ihre Körper in Stücke geschnitten und nach Moskau verschickt. Und das aus keinem anderen Grunde, als weil sie den Schleier abgelegt.“

Unser jüdischer Reisegefährte lud uns ein, an der nächsten Station — es war Sliginkoff — auszusteigen und seine Gäste zu sein bis zur Schlußsitzung des Gerichtshofes, der den Fall, von dem er gesprochen, zu verhandeln hatte. Wir nahmen gerne an, und zwei Stunden später saßen wir in dem Gerichtsaal ... auf der Bank unmittelbar bei dem Richter, unserem neuen Freunde. Der Mörder wurde hereingebracht, und wir hörten die Argumente der beiden Anwälte an. Von Zeit zu Zeit unterbrach der Richter die Reden und fragte den Angeklagten, ob er die Worte seines Anklägers und seines Verteidigers wirklich verstanden habe. Er tat das auf eine sehr schlichte Weise; er sprach zu dem Gefangenen wie ein Vater zu seinem Sohn. Es war im Ton seiner Stimme nichts, was den Muschik erschrecken konnte, noch war in dem ganzen Milieu der Verhandlung etwas, das Angst einflößte. Der Richter trug keine Toga. Seine Kleider waren abgenutzt, sein Kragen an den Ecken zerrissen. Um sich zu vergewissern, ob der Muschik folgen könne, ließ ihn der Richter von Zeit zu Zeit das Wesentliche von den Argumenten, welche die Anwälte vorbrachten, repetieren. Dann kam das Urteil. Zuerst fragte der Richter den Mörder, ob er über seine Tat tief betrübt sei, und der Muschik antwortete unter Tränen, daß er nicht gewußt habe, was er in der Betrunkenheit getan. „Wenn dem so ist“, antwortete der Richter, „so will ich nun das Urteil sprechen. Wenn ich verhänge, daß Ihr für eine Reihe von Jahren ins Gefängnis sollt, dann begehe ich ein Verbrechen gegen mich selbst — gegen die Gesamtheit. Denn wenn Ihr im Gefängnis seid, dann wird

eine Familie mehr ihres Ernährers beraubt sein. Darum ordne ich an, daß Ihr nie mehr einen Tropfen Wodka anröhren sollt, denn Ihr feht ja, was für einen Toren und Verbrecher der Alkohol aus Euch gemacht hat. Ich verurteile Euch dazu, daß Ihr jeden Frühling das Land Eures Opfers pflügen, bevor Ihr das eigene bestellt und daß Ihr jeden Herbst vor der Eurigen die Ernte Eures Opfers einbringen und daß Ihr dies für sechzehn Jahre tut, bis die Kinder Eures Opfers erwachsen und fähig sind, selbst für ihre Mutter zu sorgen. Nur auf diese Art werdet Ihr imstande sein, Euer Verbrechen gegen die Gesellschaft gutzumachen.“

Der Muschik schwur bei Gott und den Heiligen, den Urteilspruch gewissenhaft auszuführen.

Als alles uns übersetzt worden war, saßen wir für eine Minute in atemlosen Schweigen. Der koreanische Herr lehnte sich gegen mich und flüsterte auf Englisch: „Beinahe biblisch in seiner Einfachheit. Wie froh bin ich, daß ich hierher gekommen.“ „Ein weises Urteil“, winkte der Buddhist, als er nach seinem Notizbuch langte. „Ein christliches Urteil!“ sagte ich. Des Richters ernstes Gesicht leuchtete in einem Lächeln auf. Er zuckte mit der Schulter und schüttelte sein Haupt: „Ein sozialistisches Urteil!“ korrigierte er mich.

Pierre van Paassen. (Uebersetzt von L. R.)

Ordnung und Freiheit.¹⁾

Jedermann röhmt sie; sie empfiehlt sich schon durch ihren Namen: niemand würde es wagen, ihr Gegenteil zu röhmen; um die Unordnung annehmbar zu machen, muß man sie als eine vollkommenere Ordnung darstellen. Aber was ist Ordnung ohne Tätigkeit? Was ist Ordnung ohne Leben? Und was ist folglich, im Bereiche sittlicher Wesen, Ordnung ohne Freiheit? Unter einem groben Anschein von Ordnung ist es gerade die Unordnung. Aeußerliche Ordnung kann einem geübten Blick tiefe Unordnung verraten, gerade wie er umgekehrt in äußerlicher Unordnung tatsächliche Ordnung herausfinden kann. Wenn Symmetrie an ihrem Orte gut ist, wenn sie sogar überall dort die wirkliche Ordnung ist, wo eine andere nicht möglich ist, so ist sie da, wo sie nicht am Platze ist, gerade das Chaos. Wir sind sicher genötigt, in allen menschlichen Einrichtungen der Symmetrie eine große Rolle einzuräumen. Sie ist gleichsam deren Rahmen. Aber sie ist nicht das Bild. Versuchen wir darum, uns von ihr einen richtigeren Begriff zu machen. Wir dürfen sie nicht bloß in dem erblicken, was zwingt und in dem, was einschränkt, da doch diese Zwangsmaßregeln

¹⁾ Diese Aeußerung eines der gewissenhaftesten Männer, welche die Geschichte kennt, möchten wir den vielen heutigen Lobrednern der „Ordnung“ ins Stammbuch schreiben. D. Red.